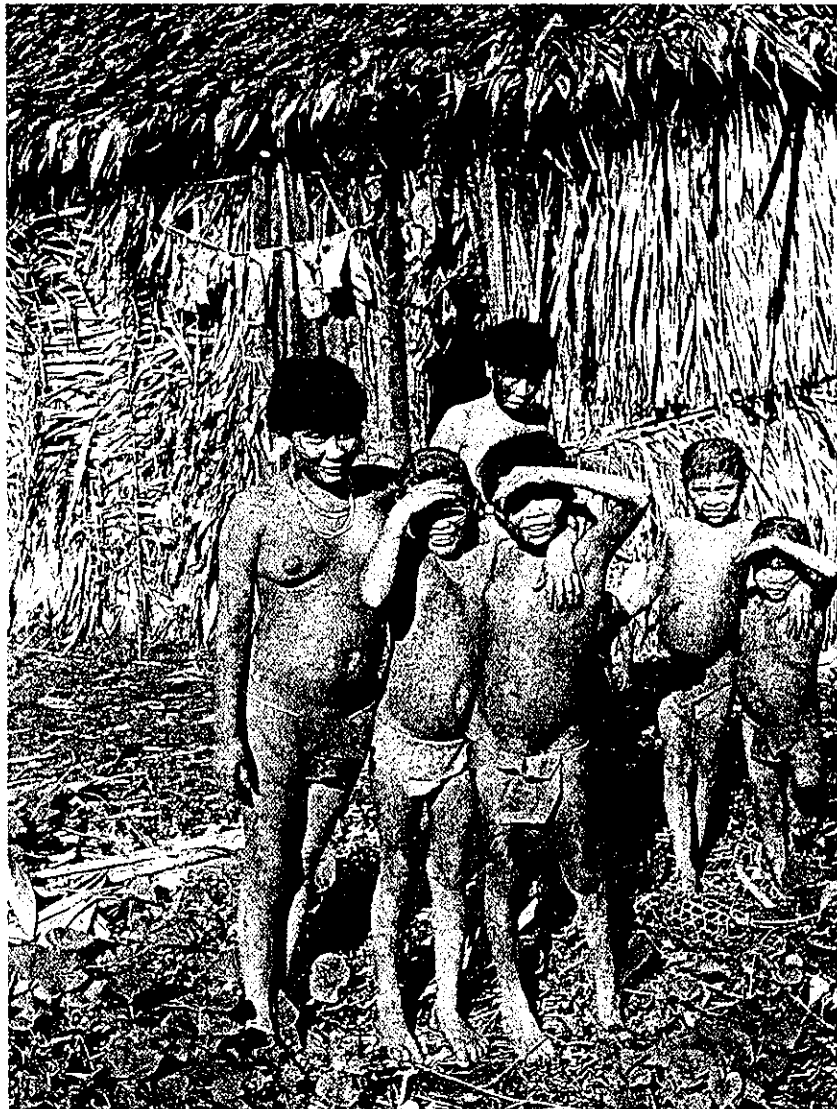


Pierrette Birraux-Ziegler

Der Amazonaswald: zuallererst Indianerland



Iharobitheri.



Der Schutz des amazonischen Waldgebiets und die Anerkennung der indianischen Landrechte

Fünf Jahrhunderte nach der Ankunft der ersten Europäer in Südamerika sind 95 % des brasilianischen Küstenwaldes zerstört, und die Nachkommen der *Tupí* und anderer *Guaraní* müssen täglich ums Überleben kämpfen. Nun versuchen westliche Wissenschaftler und Umweltschützer zu verhindern, dass Amazonien dasselbe Schicksal erleidet.

Die Tatsache, dass allein im letzten Jahrzehnt die Brandzerstörungen der grössten Waldfläche unseres Planeten exponential zugenommen haben, bewegte die Spezialisten, und nach ihnen die Medien, dazu, Alarm zu schlagen.

Die Waldbrände verstärken in grossem Ausmass den Treibhauseffekt, der seinerseits gravierende Klimaveränderungen

hervorrufen kann. Dazu kommt, dass ein enormes Potential an biologischer Vielfalt und an Rohstoffen für immer verschwindet. Es wurde daher mit schwerem Geschütz aufgeföhren, um die Öffentlichkeit und damit Verantwortliche in Politik und Wirtschaft aufzurütteln. Eine solche Publizität hat unweigerlich Informationsverzerrungen zur Folge, die von seiten der Wissenschaftler korrigiert werden müssen. Zum einen wird «vergessen», dass die Industrieländer – nämlich Nordamerika und Europa – die Hauptproduzenten der Gase sind, welche den Treibhauseffekt überhaupt erst hervorrufen.

In den USA und in Kanada wird pro Einwohner fünfeinhalbmal mehr Kohlendioxid in die Atmosphäre abgegeben als in Südamerika, in Europa dreieinhalbmal mehr.

Zweitens beruhen die Konzepte für den Schutz Amazoniens auf einem westlichen Naturverständnis und nehmen wenig Rücksicht auf die Kulturen der einheimischen Völker, welche den Wald seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bewohnen. Eine solche Haltung ist ihrem Wesen nach falsch, denn die indianischen Gesellschaften haben sich eine Kenntnis ihrer Umgebung angeeignet, deren Ausmass die Wissenschaftler erst zu entdecken beginnen. Daraus folgt, dass die Massnahmen, die von einem westlichen Verständnis ausgehen, ungerecht, ja sogar absurd sind, weil sie darauf abzielen, den Einheimischen gerade diejenigen Ressourcen vorzuenthalten, die diese bis heute zu erneuern wussten. Darüber hinaus sind diese Massnahmen mittel- und langfristig gesehen nicht durchführbar: es würde ganze Truppen von Förstern brauchen, um Ökosysteme zu «schützen», die der lokalen Bevölkerung enteignet wurden.

Es gibt tatsächlich solche Konzepte, die aus der Ignoranz der industrialisierten Gesellschaften und ihrer südamerikanischen Vertreter gegenüber den ersten Bewohnern des Kontinents entstanden sind. Diese Ignoranz grassiert v. a. in militärischen, industriellen und technokratischen Kreisen, sie ist aber auch bei konservativen Umweltschützern zu finden, die vielfach bei den entscheidenden Schlüsselstellen am ehesten Gehör finden.

Wie viele Nationalparks und andere Naturreservate sind nicht auf diese Art entstanden, im venezolanischen, peruanischen, kolumbianischen und brasilianischen Amazonasgebiet, auf den ureigenen Territorien der Indianer, ohne dass diese vorher konsultiert worden wären?

Nur ein Beispiel: 1979 entstand ganz im Norden Brasiliens der Nationalpark *Pico da Neblina* im eigentlichen Yanomamigebiet. Bei den Untersuchungen dieses Nationalparks findet sich ein ausführliches Inventar der Fauna und Flora. Über die menschliche Besiedlung heisst es jedoch lapidar: «Der begrenzte Raum ist nicht bewohnt. Man findet dort nur die salesianische Mission von *Maturaca*» (sic).

Mit keinem Wort werden die Yanomami erwähnt, das grösste einheimische Volk Südamerikas, dem es gelungen ist, seine traditionelle Lebensart und seinen Wald zu erhalten.

Eine dritte Verzerrung der Tatsachen in der Öffentlichkeit besteht darin, die Interessen der südamerikanischen Nationalstaaten mit denjenigen der einheimischen Völker zu verwechseln. Erinnerung wir uns: Die Staaten wurden auf Kosten der ersten Einwohner des Kontinents gegründet, haben sich dann vergrössert und ihre territoriale Basis geschaffen.

In Brasilien gibt es ein Gesetz, nach dem

jede Person, welche ein «unbewohntes» Landstück ein Jahr lang «aufwertet», dieses Land zur Nutzung zugesprochen bekommt; dieses Gesetz ist der eigentliche Antrieb zur Bodenkolonisierung. Nach einigen Jahren kann man so Eigentümer eines Landstückes werden. In der Praxis bedeutet aber «Aufwertung» erst einmal Rodung des Waldes, und ein «unbewohntes» Landstück kann sehr wohl das Jagd- und Sammelgebiet einer indianischen Gesellschaft sein. Befindet sich auf dem Gelände das eigentliche Dorf mit seinen Anpflanzungen, kann der Siedler soweit gehen, diese zu zerstören, um zu beweisen, dass die Erde brachliegt. Seinerseits riskiert er dann allerdings, dasselbe Schicksal zu erleiden und die Erträge seiner Arbeit an einen Mächtigeren zu verlieren, worauf ihm nichts anderes übrigbleibt, als anderswo von vorne zu beginnen.

Eine solche jahrhundertealte Gepflogenheit zeigt, wie eng die Zerstörung des Waldes mit der Vernichtung derjenigen einhergeht, die ihn bewohnen.

Das Gesetz wird heute noch angewendet, und man kann oft hören, die indianischen Völker seien ein «Hindernis für die Weiterentwicklung des Landes» oder «Bedrohungen für die Staatssicherheit». Damit wird ihre Vernichtung «gerechtfertigt».

Auf diese moderne Art der Kolonisierung haben die Indianer als erste reagiert. Um zu überleben, sahen sie sich gezwungen, ethnische, später inter-ethnische Gemeinschaften zu organisieren.

Alle diese Gemeinschaften sagen ausnahmslos, dass ihre Völker von ihrem Boden nicht zu trennen sind. Gerade weil sie sich als Teil der Natur und nicht als über ihr stehend verstehen, ist es ihnen gelungen, von ihr zu leben, ohne sie zu zerstö-

ren, und dabei trotzdem ihre ganze Bevölkerung davon zu ernähren.

Die indianischen Gruppen weisen darauf hin, dass es zur Erhaltung der Erde nicht reicht, Parks und Reservate zu schaffen, die von der nächsten Regierung rückgängig gemacht werden können. Es müsste in erster Linie darum gehen, die Existenz der Menschen in diesem Wald, der angeblich geschützt werden soll, anzuerkennen. Anzuerkennen, dass sie Anspruch auf das Land haben, weil sie gezeigt haben, dass sie es zu erhalten wissen. Anzuerkennen also, dass sie über Entwicklungs- und Schutzpolitik des Waldes mitzuentcheiden haben.

Entwicklung und Umweltschutz – für uns im Westen sind das zwei einander ausschliessende Begriffe, die sich jedoch für die Indianer, unter gewissen Bedingungen, durchaus vereinbaren lassen.

1989 wurde von den Indianern der Dialog mit den Umweltschützern aufgenommen. Die COICA, ein Zusammenschluss zur Koordinierung der Urbewohner-Organisationen im Amazonasbecken, der 1,2 Millionen Menschen aus 327 verschiedenen Völkern in 7 Ländern vertritt, hat ein Bündnis mit den wichtigsten ökologischen Organisationen initiiert. Dieses Bündnis baut auf der grundsätzlichen Anerkennung der Rolle auf, die die Indianer als Hüter des Waldes spielen. Daraus folgt unter anderem die Forderung, dass Entwicklungs- und Naturschutzprogramme, wie zum Beispiel der Tausch «Schulden gegen Natur», in erster Linie dazu dienen müssen, den ursprünglichen Bewohnern des grössten Tropenwaldes der Welt ihr Land zurückzugeben.

Daneben gibt es auch Umweltschützer, die auf Grundlage ihrer evolutionistischen Konzeptionen die Menschen ganz unab-

hängig von ihrer jeweiligen Kultur als Räuber ansehen. Nach bitteren Misserfolgen müssen die Vertreter der Bodenbewirtschaftung einsehen, dass ein Nationalpark nicht ohne die Beteiligung der Lokalbevölkerung erhalten werden kann. Den Anthropologen und Ethnologen ihrerseits wird je länger je mehr bewusst, dass der Raum, das Territorium, in der indianischen Gesellschaft eine strukturbildende Rolle spielen kann, sei es im Hinblick auf die sozialen Beziehungen innerhalb der Gemeinschaft oder die politischen zwischen den Gemeinschaften, sei es im Hinblick auf die kollektive Erinnerung oder die Sprache.

Konkret setzte sich in Venezuela die Idee durch, dass die einheimische Bevölkerung gleichzeitig Hüter der eigenen Gebiete und Hüter der nationalen Grenzen sein könnte. In der Folge wurde 1991 ein Naturschutzgebiet geschaffen, das zwei Drittel des Yanomami-Territoriums umfasst, allerdings das von den Sanemá, einer der vier Untergruppen des Volkes, bewohnte Gebiet ausschliesst.

In Brasilien erliess die Regierung im November nach einer 13 Jahre dauernden, auf nationaler und internationaler Ebene geführten Kampagne ein Dekret zur Schaffung eines Yanomami-Reservats. Die Massnahme soll die freie und ausschliessliche Nutzung des Gebietes und seiner Ressourcen durch die Indianer gewährleisten.

Die beiden Massnahmen zeigen, dass sich ökologische Zielsetzungen durchaus mit den Zielen der Indianer-Organisationen vereinbaren lassen. Sie bleiben aber hinter den COICA-Positionen zurück, insofern sie den Indianern keinen Gemeinschaftsbesitz an ihrem Land zubilligen.

Um verständlich zu machen, wieso grosse



Rückkehr von der Jagd,
Sierra Parima, Venezuela.

le des Waldes an seine ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden müssten, möchte ich am Beispiel der Yanomami kurz einige Aspekte ihrer Beziehung zum eigenen Boden und ihrer Vorstellungen davon zeigen.

Die Bedeutung der Mobilität der Yanomami für die Erhaltung des Ökosystems

ca 22000 Yanomami leben im Süden Venezuelas und im nördlichsten Teil Brasiliens in einem Gebiet von ca. 190000 km², zwischen dem Oberlauf des Orinoco und

dem Quellgebiet der linken Hauptzuflüsse des Amazonas, des Rio Negro und des Rio Branco.

Die insgesamt etwa 370 Dörfer bestehen aus Gemeinschaftshäusern mit 30 bis 400 Bewohnern, je nachdem, ob sie im Norden-Nord/Osten oder Süden-Süd/Westen ihres Territoriums liegen. Die Yanomami leben in sehr unterschiedlichen Naturräumen, die aber alle zum «Guyanaschild» gehören.

Eine Reihe von Bergketten, deren durchschnittliche Höhe zwischen 1000 und 1200 Meter liegen, bilden das Hauptwohngebiet der Yanomami. Eine dieser

Hochebenen, die Sierra Parima, stellt das geographische, historische, mythische und demographische Zentrum des Yanomami-Gebietes dar. Auf jeder Seite dieses Hochlandes verändert sich die Landschaft, je nach dem Verlauf der Flüsse. Charakteristisch für die Landschaft sind zunächst kleine Bergketten mit abrupten Steilhängen, unterbrochen von hohen, ebenen Flächen. Die reliefartige Struktur verschimmt ab einer Höhe von 500 Metern bis zur höchsten Erhebung fast völlig. Das ausgesprochen zerstreute und verzweigte Netz der Bäche wird stromabwärts zu Flüssen, die eine Breite von bis zu 60 m erreichen können, bevor sie in den Rio Branco oder Orinoco münden.

Der Lebensraum der Yanomami – hauptsächlich Wälder – zeichnet sich durch starke Unterschiede in der Topographie, im Klima und im Pflanzenwuchs aus, und der verfügbare natürliche Reichtum schwankt deutlich von einer Region zur anderen. In den tiefer gelegenen Regionen kann der Jäger erwarten, dass er nach einigen Stunden im Wald angemessene Beute macht. Im Gegensatz dazu bedarf es in den Bergen mehrtägiger Expeditionen, um das gleiche Ergebnis zu erzielen. Folglich ist das Sammeln von Wald- und Flussprodukten in den höher gelegenen Regionen wichtiger: Garnelen, Krabben, Larven, Raupen, Termiten und Pilze ersetzen oft das Fleisch des Nabelschweins, Tapirs, Hirschs oder Affen. Die Grösse der Fische schwankt zwischen 10 cm und 1 m, je nachdem, ob man flussaufwärts oder flussabwärts fischt. Auch die Pflanzen unterscheiden sich in Quantität und Qualität, je nach Höhenlage. Vor allem die Palmen leisten einen wichtigen Beitrag zur Ernährung sowohl durch ihren

Fettanteil als auch wegen ihres Proteingehalts.

Wie der Grossteil der indianischen Völker des amazonischen Zwischenstromlands sind auch die Yanomami gleichzeitig Brandrodungsbauern, Jäger, Fischer und Sammler. Die Mobilität bei der Landnutzung erlaubt es ihnen, das Auskommen aller zu sichern, ohne die Regenerierung des genutzten Ökosystems oder den Frieden untereinander zu gefährden.

Da die Rodungen von den Yanomami jedes Jahr an einer anderen Stelle angelegt werden, wird der Boden, der meistens sauer und arm an mineralischen Salzen ist, nicht ausgelaugt. Wenn die Rodungen zu weit vom Dorf entfernt sind, werden die Gemeinschaftshäuser verlassen oder verbrannt. Ein neues Gemeinschaftshaus wird in der Nähe der neuen Felder gebaut. Dadurch kann das Wild wieder dorthin zurückkehren, von wo es zuvor durch die Gegenwart der Menschen vertrieben worden war. Gleichzeitig findet sich in der neuen Umgebung mehr Wild und andere Nahrung.

Im Laufe des jährlichen Versorgungszyklus verlegen die Yanomami ihren Aufenthaltsort so oft, dass sie genausoviel Zeit im Wald verbringen wie im Dorf, das aus einem oder mehreren gemeinsamen Häusern und den Rodungen besteht. Wenn eine Totenfeier vorbereitet wird, zu der andere Gruppen eingeladen werden, wenn bestimmte Früchte im Wald reif sind oder wenn die alten Pflanzungen nicht mehr genug Ertrag liefern, die neuen jedoch noch nicht die Reife erreicht haben, dann verlassen entweder die Männer oder auch die ganze Gemeinschaft das Dorf. Sie campieren bis zu 30 oder 40 km vom Dorf entfernt und nutzen die Waldprodukte in einem Teil des Waldes, der zu



Beim Zwischenhalt während eines Marschs durch den Wald, Sierra Parí

anderen Jahreszeiten nicht ausgebeutet wird. Dabei hängen die Dauer und die zurückgelegten Entfernungen von regionalen Faktoren ab: von der Bevölkerungsdichte, von der Verteilung der Ressourcen im Wald und unter den Gemeinschaften und vom Zustand der politischen Beziehungen.

Andere Formen der Mobilität strukturieren die Beziehungen zwischen den und innerhalb der Dorfgemeinschaften. Jede Dorfgemeinschaft ist politisch und wirtschaftlich immer unabhängig. Sie ist mit den Nachbargruppen durch ein Netz ritueller Beziehungen, durch Heiratsbeziehungen und durch wirtschaftlichen Austausch verbunden. Diese Verflechtungen gelten für das gesamte Siedlungsgebiet

der Yanomami und verbinden die vier linguistischen Untergruppen Yanomamë, Yanomami, Sanemá und Yanam, wobei die brasilianisch-venezolanische Grenze keine Bedeutung hat. Jedes Dorf befindet sich an der Kreuzung mehrerer Wege, welche die Qualität der Beziehungen zwischen benachbarten Gruppen erkennen lassen, je nachdem, ob sie leicht benutzbar oder im Gegenteil «voller Gestrüpp» (*baïmi*, in der Sprache Yanomamë) sind. Um den friedlichen Zustand zu erhalten, ist es wichtig, regelmässige Besuche zu machen und dafür die Wege zu erhalten, Güter zu tauschen und im Gegenzug zu Festen einzuladen. Die Entfernungen, die auf diese Weise zurückgelegt werden, können einige Kilometer oder mehr als

100 km betragen, je nachdem, ob die Gruppe im Zentrum oder in den Aussenbereichen des Yanomami-Gebietes siedelt.

Wenn Streitigkeiten innerhalb eines Dorfes oder zwischen Dörfern ausbrechen, kann sich ein Dorf oder ein Teil des Dorfes entscheiden, fortzuziehen. Besteht die Gefahr einer schweren realen oder symbolischen Auseinandersetzung, dann entfernt sich diese Gruppe einige Dutzend Kilometer, bevor sie neue Pflanzungen anlegt und ihre neuen Behausungen aufbaut. Die Entfernungen wiederum hängen von der Bevölkerungsdichte, vom Stand der nachbarlichen Beziehungen und vom verfügbaren natürlichen Reichtum ab. Das Gegenteil, die Vereinigung von Lokalgruppen, wird ebenfalls praktiziert, wenn diese zu klein sind und sich deshalb in ihrer Reproduktion oder in ihrer Sicherheit bedroht sehen.

Die mobile Lebensweise der Yanomami erlaubt es ihnen, ja zwingt sie dazu, den Wald mit den Produkten, die er für den Unterhalt, das Handwerk und die magischen Rituale anbietet, ständig im Auge zu behalten.

Die Mobilität gibt ihnen Zugang zu einer grossen Vielfalt von Sammelgut, das wichtige Nährstoffe wie Vitamine, Kohlenhydrate und Fette enthält. Die biologische Vielfalt, wichtiges Merkmal ihres Waldes, bedingt, dass Individuen derselben Pflanzengattung weit voneinander entfernt vorkommen. Daher die Notwendigkeit, sich frei bewegen zu können.

Die Yanomami müssen über fundierte Kenntnisse ihres Waldes verfügen, was sich übrigens oft in ihren Gesprächsthemen niederschlägt.

Es liegt also auf der Hand, warum die Yanomami ein grossflächiges, einheitli-

ches Territorium für sich garantiert haben wollen. Kleine Reservate, die bloss ihre Gemeinschaftshäuser und Pflanzungen einschliessen, also Reservate wie sie 1978 und 1988 von der brasilianischen Regierung vorgeschlagen wurden, sind sinnlos, da die Yanomami ihre Dörfer ja verlegen und sich konstant von einem Dorf zum anderen bewegen.

Eine aufgezwungene Sesshaftigkeit hätte wiederum zur Folge, dass das Wild wegziehen, ja sogar verschwinden würde und das Sammelgut dann wegen zu intensiver Ausnutzung schnell erschöpft wäre. Mit anderen Worten: Es wäre eine Verarmung der biologischen Vielfalt des Ökosystems zu erwarten.

«Mein Wild, das will ich wirklich bewahren. Meinen Wald, den will ich wirklich schützen.»

(Carlos Tisiboratheri, Surucucus, 1987)

Die rationelle Bewirtschaftung des Bodens geht einher mit ganz bestimmten Vorstellungen, die sich die Yanomami von ihrem Boden machen und die ich hier ansatzweise erläutern möchte.

Urihi, der Wald, das Land (in der Yanomami-Sprache das gleiche Wort) steht mit allen wichtigen Aspekten des Lebens der Yanomami in Beziehung. Weit davon entfernt, den Wald als ungastlich zu betrachten, sehen sie ihn im Gegenteil als eine unerschöpfliche Quelle von Nahrungsmitteln und anderen Materialien für Handwerk, Medizin und Magie.

Dieses Land ist ihr Land, sagen die Yanomami, weil sie dort wie schon ihre Vorfahren geboren sind, ihre Kindheit verbracht haben und zu Erwachsenen geworden sind. Wie ihre Vorfahren haben sie gerodet und ihre Pflanzungen angelegt, haben

ihre Häuser gebaut und ihre Feinde bekämpft. Der Wald hat ihre Handlungen sowie ihre Erinnerung absorbiert. Er ist Zeuge vergangener Ereignisse, von Geschichte und Mythen.

Dieses Land, welches auch das ihrer Kinder ist, bewohnen sie seit sehr langer Zeit, und deshalb wird es auch von ihren Nachkommen bewohnt werden. *Yutuha* heisst in der Yanomamë-Sprache soviel wie «in ferner Vergangenheit» und «in ferner Zukunft». Mit anderen Worten: Das Land stellt die Kontinuität der Gruppe sicher, auch im Fall eines halb-sesshaften Volkes wie der Yanomami.

Schliesslich birgt der Wald verschiedene Formen von Lebewesen ihres Kosmos in sich. Er enthält beispielsweise die Tiere mit ihren Behausungen, ihren Wegen und ihren Ruheplätzen. Auch eine Vielzahl von Geistern leben dort, einschliesslich der Hilfsgeister der Schamanen, die in Felsvorsprüngen wohnen und Wege benützen, die nicht zerstört werden dürfen, weil sie andernfalls nicht mehr in die Brust des Schamanen zurückfinden, wenn dieser sie benötigt.

Urihi ist also nicht nur der Wohnort der Menschen, sondern auch anderer Lebe-

wesen, die ebenfalls Teil der Schöpfung sind und mit denen die Yanomami vielfältigste Beziehungen unterhalten. Wenn aber das Land zerstört wird, verschwinden alle natürlichen und übernatürlichen Wesen. Omamë, der Schöpfungsheld der Yanomami, würde für immer verschwinden und die Yanomami würden nicht mehr existieren.

Weil sie sich als Teil eines Ganzen verstehen, können sich die Yanomami nicht vorstellen, wie sie nach dem Verschwinden eines der Elemente dieses Ganzen überleben sollten. Wenn die Tiere hinscheiden, werden die Menschen mit ihnen sterben. Wenn der Wald zerstört wird, ist die gesamte Welt der Yanomami zerstört.

Daher ist es leicht nachvollziehbar, dass die Invasion und Zerstörung des Territoriums durch Zehntausende von Goldgräbern seit 1987 sehr schnell den Anschein eines regelrechten Weltuntergangs für die Yanomami annahm.

(Übersetzung: Karin Ott-Soom, Willy Rodrian und Museum für Völkerkunde, Basel)